

Dietmar Voss

Deutsche Kindheit um 1960

In den Stunden des frühen Nachmittags, während die Eltern ihren Mittagsschlaf halten, herrscht Stille im Haus. Diese Stunden bilden eine zähe Masse, schwer zu durchdringen, kaum zu überwinden, sie bedeuten Langeweile und Gefangenschaft (nie vertraute man dem Kind einen Schlüssel an). Das Kind zieht sich aus (nie hatte es die Eltern nackt gesehen, kaum sich von ihnen nackt sehen lassen), erregt sich an seiner verbotenen Nacktheit. Das Badezimmerfenster ging auf einen großen Hof, der von drei graubraunen Mietskasernen umrahmt war, in der Mitte eine Wiese (spielen strengstens verboten) mit Eisenstangen zum Teppichklopfen. Das Kind klettert auf das schmale Fensterbrett im Badezimmer, öffnet das Fenster und stellt sich nackt auf das Brett. Es zittert. Es wartet. Nichts regt sich. Dann stößt es Laute aus, kurze gellende Schreie, deren Echo die Mietskasernen zurückwerfen oder vielmehr einander zuwerfen. Keine Worte, nur Vokale. Die vielen Fenster-Augen, die auf den Hof starren, bleiben ungerührt. Manchmal scheint es, als zupfe eine Hand an einer Gardine.

Ist das Kind allein zu Haus, zieht es sich entweder aus oder es spielt im elterlichen Schlafzimmer »Schauspielen«. Das breite Fensterbrett gegenüber dem Bett der Eltern ist die Bühne, die Gardine Bühnenvorhang, hinter dem sich das Kind umzieht, um als Seeräuber, Husar oder Beduine zu erscheinen. An der Wand gegenüber, auf der anderen Seite des Ehebetts, erhebt sich der Schlafzimmerschrank: das plötzliche Erschrecken, wenn das Kind im Spiegel fremde Gestalten auftauchen sieht. Schon wenn es sein Spiel beginnt, weiß das Kind, daß es auf seinem Höhepunkt erschauern wird. Es arbeitet darauf hin.

Eines schönen Tages (es ist noch hell) macht das Kind die Tür zum Badezimmer auf. Leider kann es nicht eintreten, weil der Vater schon da ist. Er ist von einem fröhlichen Umtrunk mit den Nachbarn gekommen und liegt neben der Badewanne auf der Seite inmitten seines Erbrochenen. Er kann den Kopf nicht mehr geradehalten. Seine Nackenmuskeln wollen den Kopf anheben, aber er sinkt immer wieder baumelnd nach unten. Seine glasigen Augen können nichts und niemanden mehr festhalten. Lallend spricht er das Kind an. Dabei versucht er mit einer Hand ver-

geblich, Klümpchen des Erbrochenen in die Kloschüssel zu bugsieren.

Das Kind sitzt am Küchentisch. Es ist allein in der Wohnung. Es starrt auf einen großen Wecker, den man vor ihm aufgestellt hat. Es soll etwas tun, das ihm schwerfällt: warten. Wenn die Zeiger der Uhr eine bestimmte Stellung erreicht hätten, so erklärte man dem Kind (es kann die Uhr noch nicht lesen), dann wären alle – Mutter, Großmutter, Cousine – wieder vom Bahnhof, wo Verwandte abzuholen waren, nach Hause zurückgekehrt. Dann wäre das Kind nicht mehr allein. Das Kind starrt auf den Wecker, der laut tickt. Das metallisch klickende Geräusch zerteilt die abzuwartende Zeitmasse in kleine Portionen. Als jedoch die Zeiger der Uhr die dem Kind angegebene Stellung erreichen, ist niemand wieder zu Hause. In die Enttäuschung mischt sich ein merkwürdiges Triumphgefühl: Da die Erwachsenen ihren Vertrag brachen, ist es frei und im Recht, selbst fortzugehen. Das Kind verläßt erst die Küche, dann die Wohnung. Es macht sich in Pantoffeln und einer Strickjacke auf den Weg zum Bahnhof am anderen Ende der Stadt. Kreuzen breite Verkehrsadern seinen Weg, wartet es brav in Erwachsenengruppen, um die Straßen sicher und unauffällig zu überwinden. Kalt verfolgt es sein Ziel. Am Bahnhof läßt es sich eine Banane schenken und schaut den Zügen nach. Es weiß noch nicht wohin, ist aber gleichsam schon in der Ferne.

Das Kind hat panische Angst im Dunkeln, besonders allein. Daher nahmen es die Eltern, waren sie bei Freunden abends eingeladen, oft mit. Es sollte dann in einem Nebenzimmer schlafen. Es ist meistens die Wohnung eines evangelischen Pfarrers – ein Sanguiniker mit Neigung zum Jähzorn. Das Kind hörte ihn am Weihnachtsabend (das einzige Mal im Jahr, daß man in die Kirche ging) auf der Kanzel toben. Schauer von Angst und Lust liefen ihm durch die Nervenbahnen. Wie das Donnergrollen Martin Luthers, hieß es. Der Pfarrer war in der kleinen Universitätsstadt ein Ereignis: Heimgekehrt aus der Kriegsgefangenschaft, fand er seine Frau mit einem Mulattenkind wieder, ließ sich scheiden, heiratete eine Jüngere, wurde aus der Landeskirche ausgeschlossen, gründete eine Freie Gemeinde. Seine kirchenpolitischen Skandale und Eifersuchtdramen erfüllten die Provinzpresse mit Empörung und Stolz. Auf den Festen im kleinen Kreis lukt das Kind durch den Spalt des Nebenzimmers: Alkohol fließt in Strömen, aufkreischende Stimmen machen die Runde; im Mittelpunkt der Pfarrer, der diesmal nicht das Donnergrollen Luthers (oder Gottes) nachahmt, sondern Adolf Hitlers schnarrende Stimme, die sich zuweilen hysterisch überschlägt. Den dunkelbraunen Scheitel in die Stirn gekämmt, einen Schnurrbart angeklebt, gibt er ~~Hilf~~ **Hilf** zum Besten und muß ihm immer wieder zum Besten geben. Unter bunten

Girlanden und Luftschlangen recken sich ihm ausgestreckte Arme zur Huldigung entgegen.

Manchmal wurde der Vater aus der ausgelassenen Stimmung eines solchen Festes abrupt herausgerissen. Man rief ihn zu einem Notfall in die unfallchirurgische Abteilung der Universitätsklinik. Die Autofahrt in dunkler Nacht, der Alkoholgeruch des Vaters, der Angstgeruch der Mutter, und dann, angekommen an jenem dämonischen Ort, der Äthergeruch des Hospitals und der blutüberströmte Mann auf der Bahre. Die Blutorgie *après la fête* findet ohne den Pfarrer statt.

Bis tief in die Nacht feierte man in der Wohnung der Eltern. Der Fernseher blieb dann ausgeschaltet, wurde im Wandschrank versteckt. Am morgen danach tritt das Kind mit leisen Schritten barfuß ins Wohnzimmer und findet ein »einziges Schlachtfeld« vor (dieser Ausdruck der Mutter hatte sich ihm eingepägt): die weiße Tischdecke mit den Stickerien der Mutter ist mit Weinflecken, Ascheresten, Gebäckkrümeln, mit halbleeren Gläsern und Flaschen übersät, Teppiche sind verrutscht, Polster angesengt, Stehlampen gekippt. Das Kind fürchtet, im Schlachtfeld auf Überlebende zu stoßen. Die Mutter wird gegen die Unordnung zu Felde ziehen. Beharrlich bekämpft sie die Unordnung, denn Ordnung, sagt sie, ist das halbe Leben. Das Kind hört es oft. Es grübelt darüber nach, was die andere Hälfte wäre, von der nicht die Rede ist, und darüber, wer so grausam war, das Leben zu teilen.

In regelmäßigen Abständen kam ein bestimmter Kollegen-Freund des Vaters zu Besuch. Dann verliefen die Abende anders als sonst. Der Gast war Jungeselle, reich, aus gutem Hause, distinguiert, angelsächsisch herablassend und gehemmt, heimlich verliebt in die Mutter. Stets brachte er dem Kind kleine Geschenke, meist Briefmarken aus exotischen Ländern mit, die er gerade bereist hatte. Nach dem Abendessen verwickelt der Vater den Hausfreund in medizinische Fachgespräche. Mutter und Kind (das bei diesem Gast ausnahmsweise etwas länger aufbleiben darf) hören andächtig zu. Sie verstehen nichts. Sie sind ausgeschlossen. Zugleich aber auch eingeschlossen: im Bann einer fremden Welt, in der sie unerreichbar tiefe Geheimnisse vermuten. Bisweilen schiebt die Mutter dem Hausfreund und dem Vater ein Schälchen mit Käsegebäck oder Salzstangen zu, bietet eine Pralinenschachtel an oder schenkt Wein nach. Sie tut das mit schüchternen, leicht linkischen Gesten, die ermuntern, keinesfalls stören sollen. Gleichzeitig sieht die Mutter so aus, als höre sie den fremden Wortverbindungen angestrengt zu, als bemühe sie sich intensiv, hinter den Sinn dieser anmaßenden Formeln, dieses einschüchternden Jargons zu kommen. Beiden Männern zuliebe tut sie so, als habe

ihre Konzentration irgendeinen Sinn, als sei sie gar nicht ausgeschlossen. Die Mutter bewundert den weltmännischen Hausfreund. Ihre Liebessdienste bemerken die Männer nicht.

Im Wohnzimmer wurde mit Kohle geheizt. Der Rauch wurde vom niedrigen Ofen aus durch ein Rohr geleitet, das eine Handbreit vor der Wand nach oben senkrecht abbog und ein bis zwei Meter an der Wand entlang lief, bis es in ihr verschwand. Es ist Sonntagvormittag. Die Mutter arbeitet in der Küche, kocht Gemüse, brät Schweinefleisch. Während der Vater im Wohnzimmer am Schreibtisch sitzt und vorgibt, in wissenschaftliche Werke vertieft zu sein (solchermaßen seinen verkateren Kopf abschirmt), kriecht das Kind hinter den Ofen, bis der Kopf zwischen Ofenrohr und Wand eingeklemmt ist. Die Stirn klebt am Rohr fest, Haut und Fleisch beginnen anzubrennen. Die Schreie des Kindes vermischen sich mit den Schreien der herbeistürzenden Mutter. In der Aufregung verbrennt darauf – *Fleisch und Fleisch gesellt sich gern* – auch das alleingelassene Fleisch in der Küche.

Kaum jemals sah das Kind die Eltern so fröhlich und ausgelassen wie in der Zeit, als ihr erstes Automobil, ein lindgrüner VW-Käfer erstanden war. Sie geben ihm den Namen Jonathan und behandeln ihn auch sonst, als ob es ein Pferd wäre: tätscheln anerkennend seine Motorhaube, loben ihn für seine Ausdauer, streicheln ihm die Kotflügel. Sonntags starten Vater, Mutter, Kind zu Lustfahrten ins Blaue. Erstmals können die Eltern frei, also ohne den Druck von Organisationen, Marschbefehlen oder Massenfluchten, weite Landschaften durchqueren. Das Freiheitsgefühl muß sich Luft machen. Die Eltern rauchen und singen. Die Bilder der vorüberziehenden Wälder, Dörfer, Wiesen sind in blauen Zigarettenrauch gehüllt, untermalt von weltbekannten deutschen Liedern wie *Schwarzbraun ist die Haselnuß/ Schwarzbraun bin auch ich* oder *Es zittern die morschen Knochen/ Der Welt vor dem großen Krieg* (dabei nach dem Vers *Wir werden weiter marschieren* eine Unsicherheit: heißt es *Wenn* oder *Bis* – *alles in Scherben fällt?*). Das Kind kann leider nicht mitsingen. Das Gemisch von Benzingeruch und Nikotin läßt seinen Magen auf der Rückbank des Käfers revoltieren. Schafft es der Junge nicht bis zum nächsten Halt, gesellt sich zu Benzingeruch und Nikotin noch der säuerlicher Geruch von Erbrochenem. Die ausgelassene Stimmung ist getrübt. Die Eltern sind enttäuscht über soviel Schwäche und Empfindlichkeit des Jungen.

Die Sonne brennt auf den Schuppen. Mit gemessenen, rhythmischen Bewegungen seiner Arme läßt der Großvater den Handhobel über das Holz gleiten. Das Kind sieht ihm zu. Der Großvater schweigt. Das



Schweigen, die ruhigen Bewegungen, die gleichmäßig ausgestoßenen Tabakswölckchen, der würzige Geruch frisch gesägten Holzes breiten um den Großvater eine wohlige Atmosphäre, die auch das Kind umhüllt. In ihr sind der Großvater und das Kind wortlos verbunden. Dem Kind sind es die kostbarsten Stunden während der Sommerferien bei den Großeltern. Der Großvater schreinert für die Bauern eines winzigen niedersächsischen Dorfes, in dem man ihn mit Frau und Enkelkind angesiedelt hatte und in dem sie, obgleich Schlesier, als verdächtige Slawen oder »Pollaken« gelten, Handkarren, Fußbänke, kleine Pferdewagen. Der Großvater kann auch dreheln. Die Räder lakiert er blau, grau oder rot. Gierig saugt das Kind den scharfen, leicht betäubenden Geruch der Lackfarben ein. Der Opa kann einfach alles, sagt die Mutter. Sie bewundert ihren Vater, aber sie fürchtet ihn auch. Dieses Handwerksgenie war wie viele andere Genies auch dem Trunk verfallen. Als er eines Abends betrunken aus der Dorfknäipe nach Hause kommt, findet er die Haustür von innen verriegelt vor. Die Hauswirtin wollte ihm eine Lektion erteilen. Daraufhin zerschlägt er mit seinem Stock sämtliche Fensterscheiben. Der Großvater stellt nicht nur Pferdewagen oder Schuhe her, sondern auch Perpetuum mobiles. Gebannt schaut ihm das Kind bei der Arbeit zu. Auf Ständern bringt er kleine Holzräder an, die sich frei um eine Achse drehen. An die Holzrädchen befestigt er rundherum freibewegliche, dreieckige Schwungkeile, an deren Spitzen er Bleikugeln hängt. Die Schwungkeile stoßen mit den Kügelchen in einer Kettenreaktion aneinander und setzen das Holzrad in Bewegung. Für gewisse Zeit. Wenn die Bewegung nicht anhält, liegt das am Mangel an handwerklicher Präzision. Der Großvater ist herausgefordert, die Arbeitsschritte zu überprüfen, zu verfeinern. (Hier hilft ihm seine Erfahrung als Maschinenschlosser in einer niederschlesischen Munitionsfabrik, wo er im Ersten Weltkrieg seine Frau, die Großmutter des Kindes, kennenlernte). Seine Werkstatt quillt über von immer verbesserten Modellen. Eines davon wirft man ihm, als er begraben wird, mit der Erde auf den Sarg.

Keuchend und schwitzend wälzt sich das Kind vor dem Vater im Sand. Der Vater, Herr der Strandburg, thront in seinem Liegestuhl und schleudert einen roten Gummiring in die Luft, damit das Kind ihn fängt – oder nicht fängt. Geschickt variiert der Vater Richtung, Höhe und Härte der Würfe, um die Fähigkeiten des Jungen zu prüfen. Hechtet der dem Wurfring erfolgreich nach, bildet das Spiel selbst einen kostbaren Ring, der ihn auf Augenblicke mit dem Vater verbindet. Darin ist er unter dem Blick des Vaters geborgen. Während er sich im Sande windet, erhebt ihn ausnahmsweise dieser Blick, der ihn sonst strafend nieder-



drückt. Dazu aber muß das Kind sich unaufhörlich anstrengen, auf daß der Vater durch spektakuläre Hechtsprünge verblüfft oder wenigstens zerstreut werde und sich nur ja nicht langweile. Bedrohlich lauern Zeitung und Buch neben dem Liegestuhl des Vaters und warten auf das Ende der Vorstellung.

Wie eine frische Meeresbrise sucht der Onkel aus Dänemark, Offizier der Handelsmarine, den bürgerlichen Haushalt heim. Der Onkel zeigt dem Kind, daß das, was es für groß hielt, eigentlich klein ist. Der Körper des Onkel ist noch dicker und massiger und also mächtiger als der Körper des Vaters. Der Onkel trinkt und verträgt noch mehr Alkohol als der Vater. Vor allem aber umfaßt sein Einflußgebiet über Häfen wie Bremen und Kopenhagen die ganze Welt, während die Welt des Vaters im westfälischen Siegerland endet. Erstaunlicherweise hat der Onkel keine Sorgen: immerzu strahlt sein rundes Gesicht, lacht der Schalk aus den tief im Fleisch liegenden Augen unter der schicken Uniformmütze der Reederei. Dem Onkel fällt alles leicht: Meister der Kunst des Lebens, ist er auch Meister besonderer Künste wie der Kochkünste und der Liebeskünste, die er als Versorgungsoffizier in den Hafenstädten der Weltmeere bereichert und verfeinert. Was er dort an ›Kunst‹ zusammenraffte: vom Teakholz-Elefanten mit Elfenbeinzähnen bis zu japanischen Papierlampen, von Kamelhockern bis zu grönländischen Schamanenfellen, das teilt er verschwenderisch aus an seine Lieben in heimischen Gefilden. Neben exotischen Dingen verschenkt er auch sich selbst, setzt sich zum Beispiel neben das Kind, zeichnet mit bunten Filzstiften genrehafte Seestücke mit stilisierten Segelbooten und Küstenstreifen, ermuntert mit seiner weichen, dänisch säuselnden Stimme das Kind, ihm nachzueifern. Doch plötzlich wie er hereingeschneit kam, suchte er mit seinem flotten DKW wieder das Weite. Er verglühte rasch: verlassen von Frau und Kind, vereinsamt und arm, ging er an Wassersucht zugrunde.

Ruft man das Kind bei seinem Namen, geht ein Zittern durch seinen Körper. Sein Kopf läuft rot an, und es muß, vom Lehrer aufgerufen, die Worte aus seinem Mund mit Gewalt herausquetschen. Sie kommen stockend, stotternd. Das Kind fragt sich oft, warum es gerade diesen Namen trägt, warum es dieser Bestimmte, von den Andern Gemeinte sein soll. Beim Spiel mit Gleichaltrigen ist es ihm, als trete ein unbekanntes, fremdes Wesen aus ihm heraus, das mit den Anderen redet und gestikuliert, das Dinge tut und sagt, die es eigentlich gar nicht tun oder sagen wollte. Lange braucht das Kind, um den Dämon abzuschütteln.

Was dem Kind in die Hände fällt, ohne daß damit eine Erwartung, ein Zwang verbunden wäre, wird sofort Anfang einer Sammlung. Das Kind

sammelt Steine, Muscheln, Postkarten, Plastikfähnchen mit Nationalfarben, fremde Münzen und natürlich Briefmarken. Am liebsten Briefmarken aus Übersee (der Hausfreund und der dänische Onkel sorgten für Zufluß). Über die Alben mit den Marken gebeugt oder in die geliebten Atlanten vertieft, träumte das Kind kaum von Abenteuern in fernen Wüsten und Dschungeln, kaum berauschte es sich an exotischen Landschaften. Über die Alben mit den Marken gebeugt, überfällt das Kind ein fieberhaftes Verlangen, seinen Besitzstand zu ordnen, Übersicht zu gewinnen, die Sammlung einzuteilen, zu klassifizieren, die nach Ländern und Erdteilen klassifizierten Marken zu zählen, Buch zu führen über seinen Besitz. Das Kind ist ein unbestechlicher Bürokrat, der die Hefte seiner Buchführung mit einem amtlichen Kürzel abzeichnet.

Leidenschaftlich gern blättert das Kind in Atlanten. An den Landkarten fesseln es vor allem die Grenzlinien, welche Nationalstaaten oder (bei etwas veralteten Ausgaben) koloniale Imperien markieren. Diese Grenzlinien versteckten sich allerdings meist hinter einer Felsküste, einem Gebirgskamm oder hinter einem mäandernden Fluß. Das Kind läßt sich von deren bunten Farben und Formen nicht täuschen. Die Hand des Kindes zeichnet die Grenzlinien zärtlich nach auf dem Pauspapier, das es über die Karten gelegt hat. Auf dem Pauspapier erscheinen die Grenzen nun rein, befreit von ihren Verpuppungen, die sie als Meeresküsten, Gebirgskämme oder Flüsse aussehen ließen. Die plastische, buntschillernde Welt der Atlanten hat sich in ein geometrisches Ordnungschema von Nationen verwandelt, ähnlich den politisch gegliederten Karten hinter dem Nachrichtensprecher des Fernsehens. Mit blauem Durchschlagpapier überträgt das Kind die Grenz-Skelette auf seinen Pausen auf weißes Zeichenpapier. Es zeichnet die Grenzlinien mit schwarzer Tusche nach, koloriert sie nach innen hin mit Filzstiften. Dabei wird aus dem Grün der Tiefebenen oder dem Gelb der Wüsten ein Grün und ein Gelb, das ganz aus dem Spiel der Grenzen hervorgeht. Versunken in Landkarten und Zeichnungen, taumelt das Kind, ohne es zu ahnen, seinem eigenen Abgrund entgegen. Denn von »Landkarten« sprach die erboste Mutter, wenn es ihm im Bett wieder einmal »passiert« war. Diese Landkarten, die ein Feuer im Traum, eine Explosion gewalttätiger Lust auf das weiße Laken gezeichnet hatte, brannten und ätzten die Haut, verbreiteten eine Woge von Scham und Schrecken. Sie waren untrügliche Zeichen dafür, daß das Kind aus der Gesellschaft zivilisierter Wesen ausgeschlossen war. Man sprach nicht mehr mit ihm, ignorierte es bestenfalls. Das Kind windet sich unter verachtenden Blicken. Es gibt keine harmlosen Dinge mehr. Ihre Konturen sind Ränder von Grauen.

